

Marcel Rosenbach | Holger Stark

Staatsfeind WikiLeaks

Marcel Rosenbach | Holger Stark

Staatsfeind WikiLeaks

Wie eine Gruppe von Netzaktivisten
die mächtigsten Nationen der Welt herausfordert

Deutsche Verlags-Anstalt



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage

Copyright © 2011 Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
und SPIEGEL-Verlag, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Typografie und Satz: DVA/Brigitte Müller

Gesetzt aus der Swift

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-04518-8

www.dva.de

Inhalt

Vorwort: WikiLeaks und wir 7

1 Staatsfeind WikiLeaks 13

2 Der Zauberer von Oz: Julian Assange 28

Achtundsechziger und Akustikkoppler 28

Politik 1.0 und eine revolutionäre Idee 49

3 Fünf Freunde: Die Anfänge von WikiLeaks 60

Fünf Freunde feiern Silvester 60

Die Welt lernt WikiLeaks kennen 75

Viel Feind, viel Ehr: BND, BNP und Julius Bär 81

Wie politisch ist WikiLeaks? 100

4 Der Showdown beginnt:

Das Jahr der Eskalation 2010 111

Ein Bunker auf Island und der erste Scoop 111

Der größte Verrat in der Geschichte der USA 131

5 Krieg an mehreren Fronten 154

Die Afghanistan-Feldberichte 154

Der Schmerz der Falken 172

6 Die Zerreißprobe 186

WikiLeaks in der Krise 186

Der Irakkrieg und die Wiedergeburt

einer Organisation 208

7 Codename »Projekt 8« 225

Die Botschaftsdepeschen 225

8 Das Imperium schlägt zurück 260

Kampf um die Meinungsfreiheit 260

9 Voller Spannung 287

Medien, Politik und WikiLeaks 287

Epilog 309

Danksagung 317

Anmerkungen 321

Register 332

Vorwort

WikiLeaks und wir

Dies ist die Geschichte des derzeit wichtigsten Politaktivisten der Welt. Julian Assange hat mit seiner Organisation WikiLeaks die Regierungen der mächtigsten Nationen herausgefordert, er hat der globalen Öffentlichkeit einen exklusiven Blick hinter die Kulissen der Weltpolitik ermöglicht, indem er schrittweise 251 000 Botschaftsdepeschen aus dem amerikanischen Außenministerium publik macht. Es war WikiLeaks' vierter Coup innerhalb von sieben Monaten, nach den Veröffentlichungen des Videos »Collateral Murder« und der Kriegstagebücher aus Afghanistan und dem Irak. Vergleichbare Nahaufnahmen des militärischen und diplomatischen Innenlebens einer Supermacht hat es nie zuvor gegeben.

Für Assange, aber auch für die amerikanische Regierung, war das Jahr 2010 wie ein Feuerwerk: je länger es dauerte, desto spektakulärer wurden die Enthüllungen, bis zum Finale furioso zum Jahresende, das den Regierenden weltweit den Atem stocken ließ. Wir haben das Glück gehabt, diese Entwicklung aus der Nähe verfolgen zu können.

Das erste Mal haben wir Julian Assange persönlich im Juli 2010 in London getroffen. Er sah blass aus, übernachtigt und unrasiert, er trug seit Tagen dieselben Klamotten und kam auf Socken, ohne Schuhe. Das ist, wie wir bald gelernt haben, bei ihm nichts Besonderes. Ein Rucksack und eine Reisetasche, das ist alles, was er braucht, um ständig in Bewegung zu sein. Schon im Sommer 2010, als er noch durch London laufen konnte, ohne erkannt zu werden, war zu spüren, dass ihn ein

Hauch von Geschichte umweht. Seitdem ist er zu einem Popstar der Politik aufgestiegen, er ziert die Titelbilder der Magazine, es gibt Masken mit seinem Konterfei, Facebook-Fan-Gruppen, Demonstrationen. Assange spaltet und polarisiert, wird geliebt und gehasst, er hat sich radikal einer, seiner Mission verschrieben, kompromisslos, anderen wie sich selbst gegenüber.

Julian Assange ist ein Virtuose am Computer, er kann für Stunden in das Keyboard seines 300-Dollar-Rechners versinken. Er taucht dann ab in eine Welt, in der es darum geht, moderne Informationstechnologie zu nutzen, um das zu befördern, was er »gerechte Reformen« nennt. Es ist seine Welt, sie ist es seit seinen Teenagertagen, als er sich selbst und seine Hackerfreunde »Internationale Subversive« nannte. IRL, in real life, wie es im Computerslang heißt, im wirklichen Leben also, wo die Kommunikation nicht nur aus Nullen und Einsen bestehen, agiert der Naturwissenschaftler weniger umsichtig. Er kann provozierend auftreten, schneidend und verletzend, wenn er das Gefühl hat, mit anderen nicht auf demselben intellektuellen Niveau zu diskutieren, und dieses Gefühl hat er oft: Sein Intelligenzquotient liegt, nach eigenen Angaben, je nach Messweise, zwischen 146 und 180 und damit weit oberhalb des Durchschnitts. Seine Fähigkeit, Menschen an sich zu binden, ist weniger ausgeprägt. Er hinterlässt oft Enttäuschung und Schmerzen; wir halten es für keinen Zufall, dass er, dem Bindungen so schwerfallen, ausgerechnet über Vergewaltigungsvorwürfe von zwei Frauen gestolpert ist. Es wäre seine Privatsache, die er mit sich, den Frauen und im Zweifelsfall einem Richter ausmachen müsste, wenn es nicht Assange selbst wäre, der die Definition zwischen privatem und öffentlichem Interesse in seinem Handeln verwischen würde. Zu seiner Radikalität zählt, dass er den Verlauf von Grenzen anders als andere Menschen definiert, politisch wie persönlich; er geht weiter, als die meisten andere es tun würden – oft zu weit.

Assange hat eine Vision und Charisma, er hat das Talent, Menschen für sich einzunehmen, zu begeistern, zu Anhängern zu machen; diese starke, magnetische Ausstrahlung macht vieles wett. Seine außergewöhnliche Art erinnert an jenen Typus Politiker, der zwiespältig und polarisierend wirkt, und trotzdem die Beobachter fasziniert. Er ist ein PR-Künstler, nicht zuletzt in eigener Sache. Man kann Assange mögen, aber man muss es nicht, um seine Arbeit anzuerkennen.

Wir halten WikiLeaks für beides: Für eine außergewöhnliche Idee – und für eine logische Folge der digitalen Revolution. Das Konzept einer Enthüllungsplattform ist nicht neu, es gibt diverse Vorläufer. Aber niemand hat die Möglichkeiten des Internet für bestmöglichen Quellenschutz so konsequent umgesetzt und international bekannt gemacht wie Assange und seine Mitstreiter. WikiLeaks ist kein Ersatz für den Journalismus, aber es verändert ihn. Die Plattform veröffentlicht Originaldokumente, darin gleicht sie eher einem Archiv. Journalismus, wie wir ihn verstehen, bedeutet, Geschichten zu recherchieren, Hinweisen zu folgen, mit möglichst vielen Beteiligten zu sprechen und den Leserinnen und Lesern Analyse und Kontext zu bieten. Wir sind nicht der Meinung, dass Originaldokumente immer die Wahrheit über ein Ereignis beinhalten. Aber das Material, das die Organisation in den vergangenen Jahren, auch schon vor 2010, publiziert hat, ist ein wertvoller, in Teilen einzigartiger Steinbruch für journalistische Arbeit.

Die Geschichte von WikiLeaks als Organisation verfolgen wir bereits seit Jahren. Dass die Internetseite und ihre Macher ernst zu nehmen sind, ist uns 2008 klar geworden, als bei WikiLeaks die Originalunterlagen des Schweizer Bankhauses Julius Bär auftauchten und die Bank versuchte, das Angebot juristisch zu bekämpfen. 2009 haben wir den Briefwechsel mit dem Präsidenten des deutschen Bundesnachrichtendienstes, Ernst Uhrlau, gelesen: Er war für den BND peinlich, nicht

für WikiLeaks. Dabei hatten wir erstmals Kontakt mit Daniel Domscheit-Berg, dem im Spätsommer 2010 ausgestiegenen deutschen WikiLeaks-Sprecher, und diesen Kontakt haben wir seitdem gehalten.

Die Geschichte von WikiLeaks ist auch eine Geschichte von Freundschaft, Enttäuschung und Verrat. Sie spielt in weiten Teilen in der faszinierenden Subkultur der Hacker und Hacktivist*innen, die ihrer eigenen Freiheitsideologie und Ethik folgen und die das Milieu bilden, aus dem die Visionen des Julian Assange erwachsen sind. Aus dieser Szene kommt auch der Ex-Hacker Adrian Lamo, der den mutmaßlichen WikiLeaks-Informanten Bradley Manning an das FBI verraten hat; wir haben für dieses Buch sowohl mit Lamo als auch mit Mannings Anwalt David Coombs und Mannings Umfeld gesprochen. Wer sich mit Lamo und Manning auseinandersetzt, kann zumindest in Ansätzen verstehen, warum sie handelten, wie sie es getan haben.

Dies ist keine autorisierte Biografie von Julian Assange, aber wer sich mit WikiLeaks beschäftigt, muss sich vor allem mit Assange beschäftigen. Wir haben ihn und einige seiner wichtigsten Wegbegleiter ein halbes Jahr lang beobachtet und mit ihnen diskutiert, persönlich in London und Berlin und regelmäßig dort, wo Assange und Co. quer über Kontinente und Zeitzonen am ehesten anzutreffen sind: online, im Computerchat.

Um Assange zu verstehen, muss man ihn mehr als zwei-, dreimal treffen. Er hat sich eine Fassade zurechtgelegt, die schwer zu durchschauen ist, darin ähnelt er Berufspolitikern; das Bild, das in vielen Porträts von ihm gezeichnet wird, gibt vor allem diese Fassade wieder. Über sein Privatleben wollte er zuerst gar nicht sprechen, das war die Bedingung für die Treffen mit ihm. Am Ende hat er es doch getan, in Teilen zumindest.

Wir haben seine Angaben überprüft, so weit uns das möglich war, in Gesprächen mit Menschen, die Teil seines Lebens

waren oder sind. In den Monaten, in denen dieses Buch entstand, konnten wir mit etwa einem Dutzend noch aktiver und früherer Mitarbeiter von WikiLeaks reden, in England, Deutschland, Australien, Island und den USA, die teils positiv, teils negativ über Assange geurteilt haben. Wir haben für den SPIEGEL die Publikation der beiden Kriegstagebücher aus dem Irak und Afghanistan sowie der diplomatischen Depeschen vorbereitet und dafür den Kontakt zu Assange und seinen Leuten sowie dem britischen *Guardian* und der amerikanischen *New York Times* gehalten. In dieser Zeit haben wir viel mit Assange diskutiert und gestritten, weil wir an vielen Punkten unterschiedlicher Ansicht sind. Wir teilen weder seinen verschwörungstheoretischen Ansatz noch seine vernichtende Sicht auf den Journalismus, und wir glauben, dass es WikiLeaks guttäte, sich demokratische Strukturen zu geben. Aber wir haben Julian Assange anders erlebt, als er oft dargestellt wird und zuweilen auftritt: nicht arrogant, nicht unfair, nicht verletzend, sondern als einen außergewöhnlichen und inspirierenden Gesprächspartner.

1 Staatsfeind WikiLeaks

Julian Assange hat an diesem Nikolausabend 2010 nur noch ein paar Stunden in Freiheit, aber er hat seinen Humor nicht verloren. Wir sind zum Chatten verabredet, er sitzt in England und wartet, während seine Anwälte mit Scotland Yard verhandeln. Es geht um seine Festnahme und Auslieferung nach Schweden.

»Sie weigern sich zu erläutern, worum es im Haftbefehl geht, bis ich festgenommen bin«, schreibt er. »Es ist hochgradig ungewöhnlich.« Er vermutet, dass das nichts Gutes bedeutet, zum Beispiel, »dass sie mich in Einzelhaft stecken wollen oder dass es schlimmstenfalls einen amerikanischen Haftbefehl gibt«.

Assange schickt einen Link, eine Karikatur. Ein Mauszeiger fliegt in zwei Bürotürme, heraus purzeln Tausende von Dokumenten, darüber steht: »WikiLeaks«. Es ist eine Anspielung auf den italienischen Außenminister Franco Frattini, der Assanges jüngsten Coup, die geplante Veröffentlichung von über 251 000 geheimen Depeschen zum »11. September der Diplomatie« ausgerufen hat.

Ein zweiter Link, eine Satire auf eine Sixt-Werbung. Das Plakat zeigt ihn, weißblondes Haar, anthrazitfarbener Anzug, rote Krawatte, dazu der Schriftzug: »Verfolgungswahn? Günstige Fluchtwagen gibt's bei Sixt«. Es ist Assange-Humor: schneidend, konfrontativ, furchtlos.

Einen Fluchtwagen für sich hat er nicht. Am nächsten Morgen stellt sich Julian Assange auf einer Polizeiwache in London und wird festgenommen. Es ist das Finale eines Jahres, wie es spektakulärer kaum sein könnte.

Im Sommer 2010 betritt WikiLeaks mit einem Paukenschlag die Bühne der Weltpolitik. In der Nacht vom 26. auf den 27. Juli veröffentlicht die Gruppe im Internet eine Datenbank mit rund 76 000 geheimen Kriegsberichten der US-Armee aus dem Afghanistan-Feldzug: Protokolle tödlicher Kommandoaktionen, Geheimdienst-Bewertungen und düstere interne Lagebeschreibungen. Die Nachricht über die Enthüllung geht binnen Minuten als Top-Meldung um die Welt, es ist einer der seltenen Momente, in denen es scheint, als seien Ländergrenzen und Zeitzonen aufgehoben, als gebe es eine globale Agenda und eine globale Sicht auf das, was die internationale Politik antreibt. Die Enthüllung überrascht die verfeindeten Parteien am Hindukusch gleichermaßen. Kurz nach der Veröffentlichung tritt der amerikanische Verteidigungsminister Robert Gates vor die Kameras und verurteilt sie als »unverantwortlich«. Ein Sprecher der Taliban erklärt, die Organisation werte die Dokumente bereits auf der Suche nach möglichen amerikanischen Spionen aus. In allen Berichten über die Veröffentlichung zählt die Frage, wer oder was WikiLeaks eigentlich sei, und wer sich dahinter genau verbirgt, zu den meist diskutierten.

Die Antwort darauf ist beunruhigend, zumindest aus der Sicht von Regierungen und Regimen in aller Welt, aber auch für Konzerne, Sekten und andere abgeschottete Organisationen. Sie macht nachdenklich, zumindest aus Sicht der Medien, für die WikiLeaks eine Konkurrenz und eine Chance zugleich darstellt. Und sie macht Hoffnung aus einer basisdemokratischen, partizipativen Perspektive, bei der die Transparenz politischer Prozesse im Mittelpunkt steht und die Kontrolle der Verantwortlichen. WikiLeaks ist eine Bereicherung und Bedrohung zugleich, etwas, das es so noch nie gegeben hat.

Mit WikiLeaks hat ein politischer Akteur die Bühne betreten, der die Machtfrage stellt. Es geht nicht um die Frage, aus welcher Partei der nächste Präsident in einem Land kommt

oder welches politische System sich durchsetzt. WikiLeaks stellt in Frage, wer die Hoheit über Informationen besitzt. Bislang entschieden Regierungen und Konzerne darüber, was sie wie lange geheim halten. Es gibt Gesetze über Geheimhaltungsfristen. Und es gibt das Informationsfreiheitsgesetz in den Vereinigten Staaten und mittlerweile auch in Deutschland, auf das sich beispielsweise Journalisten berufen können, wenn sie in Dokumente Einblick nehmen wollen, die der Staat unter Verschluss hält. Die Anfragen dauern meist lange und werden oft abschlägig beschieden.

WikiLeaks will den Regierungen dieser Welt nicht die politische Kontrolle entreißen, wohl aber die Kontrolle über ihr Herrschaftswissen. Plötzlich gibt es einen neuen Akteur, der sich das Recht herausnimmt, darüber mit zu entscheiden, was geheim bleibt.

Schon das Wissen darüber, dass potenziell nichts im Verborgenen bleibt, dass alles vor die Augen der Öffentlichkeit gezerrt werden könnte, soll zu einer besseren Welt führen, das ist die Idee. Werden die Mächtigen von ihren Bürgern kontrolliert, dann entsteht daraus im besten Fall eine bessere Politik. Möglich macht dies das Internet, das die Barrieren für eine Teilhabe an politischen Prozessen senkt. Das Konzept hat einige Tücken, aber das Prinzip ist ebenso simpel wie effektiv. Es ist die Idee der Checks and Balances, Version 2.0.

In dem Ansatz finden sich Elemente aus der Epoche der Aufklärung, in der Philosophen wie Immanuel Kant den mündigen, aufgeklärten Bürger und einen dauerhaften Weltfrieden forderten, gepaart mit libertären Zügen aus der Revolte der Studenten um 1968, deren Schlachtruf »Power to the people« durch die Straßen von Paris, Berlin und Berkeley hallte. Einen starken Einfluss auf diese Leitidee übte auch das in den achtziger Jahren entwickelte Hackerethos aus, das den Bürger durch die neuen technischen Möglichkeiten des Internets zu einem mündigen Citoyen ertüchtigt wissen will.

Es ist eine konzeptionelle Mischung aus Gegenmacht und zivilgesellschaftlicher Kontrolle von Herrschaft, die sich bei Julian Assange zu einem geschlossenen Weltbild geformt und die er in eine Art Präambel von WikiLeaks gegossen hat. »Nur, wenn die Menschen die wahren Pläne und Verhaltensweisen ihrer Regierungen kennen, können sie sich auch ernsthaft entscheiden, sie zu unterstützen«, heißt es dort. »Historisch waren die überlebensfähigsten Formen offener Regierungen solche, in denen Veröffentlichungen und Enthüllungen geschützt wurden. Wo es diesen Schutz nicht gibt, wird es unsere Mission sein, ihn herzustellen.«¹ Voller Hybris sagt Assange, WikiLeaks könne »der mächtigste Geheimdienst der Welt werden, ein Geheimdienst des Volkes«.²

Der Kampf um Informationen ist seit jeher ein Kampf um Macht. Jeder moderne Staat hütet seine Geheimnisse und schützt diese mit hohem Aufwand. Regierungen betreiben Diplomatie hinter verschlossenen Türen, Armeen verschleiern die eigenen Fähigkeiten vor dem Feind. Staatstheoretiker wie der Berliner Politologe Herfried Münkler halten dies für einen konstitutionellen Ausdruck des modernen institutionellen Flächenstaates: Dessen Erfolg könne man »auch als das Ergebnis seiner erfolgreichen Monopolisierung des politischen Geheimnisses begreifen«³. Fast alle Staaten dieser Welt unterhalten dafür einen großzügig ausgestatteten Apparat an Nachrichtendiensten, um einerseits die eigenen Geheimnisse zu schützen und andererseits der Geheimnisse anderer Staaten habhaft zu werden. Nicht von ungefähr gehört der Verrat von Staatsgeheimnissen in fast allen Ländern zu den Delikten, die mit hohen Haftstrafen, in einigen Ländern sogar mit dem Tod sanktioniert werden.

Für kaum ein Land auf dieser Welt gilt das so sehr wie für die Vereinigten Staaten von Amerika. In einer bemerkenswerten Bilanz hat die *Washington Post* die explosionsartige Aus-

breitung der Geheimhaltungskultur nach den Anschlägen des 11. September 2001 beschrieben.⁴ Die amerikanische Regierung gibt derzeit für ihre Nachrichtendienste jedes Jahr 75 Milliarden Dollar aus, eine Summe, die mehr als der Hälfte des Staatshaushaltes von Österreich entspricht. Derzeit sind nach Recherchen von Dana Priest und William Arkin, den Reportern der *Washington Post*, rund 850 000 Amerikaner als Geheimnisträger der Stufe »top secret« eingruppiert. Verstreut über die USA gibt es etwa 10 000 Orte, an denen die Regierung Geheimnisse bewahrt und bearbeitet. Alleine die Erkenntnisse, die die USA durch Spionage im In- und Ausland gewinnen, fließen jedes Jahr in etwa 50 000 Geheimdienstberichte, die allesamt als vertrauliche oder geheime Verschlussache eingestuft sind. Die mächtigste Nation der Erde pflegt heute einen kaum zu überblickenden Dschungel der Klandestinität, aus dem ebenso schwer zu kontrollierende Aktivitäten erwachsen.

Für die US-Regierung ist deshalb bereits die Existenz von WikiLeaks eine Bedrohung. Der Diebstahl der geheimen Kriegstagebücher aus Afghanistan und dem Irak trifft Amerika von einer Seite, von der bislang keine Gefahr zu drohen schien. Historisch erwachsen Bedrohungen, weil der russische Geheimdienst vertrauliche Informationen entwendete oder den Taliban eine Ladung tödlicher Stinger-Raketen in die Hände gefallen waren. Aber ein Insider aus den eigenen Reihen, ein US-Soldat, der sein Wissen einer Internetseite zuleitete, damit diese sie publiziert, sichtbar für jedermann und alle Zeiten? Das ist ein neues Phänomen an einer neuen Front, eine neue asymmetrische Bedrohung, auf die die US-Regierung unvorbereitet war. Das Gegenüber, das für mehr Transparenz sorgen will, braucht nicht mehr als einen USB-Stick oder eine wiederbeschreibbare CD und einen Zugang zum Internet. Aus Sicht von Militärs und Geheimdienstlern ist das ein Albtraumszenario.

Die von WikiLeaks publik gemachten Daten seien »eine Schatzkiste historischen Wissens, die über laufende Operatio-

nen Auskunft gibt«, klagt Michael Hayden, einst Direktor der mächtigen National Security Agency (NSA) und später Chef des amerikanischen Auslandsgeheimdienstes CIA. Ihre Veröffentlichung sei »eine Tragödie«.⁵

Und damit bezog sich Hayden nur auf die Dokumente aus Afghanistan, deren Bekanntwerden Amerika mit Furor, aber ohne greifbare Folgen quittierte. In schneller Folge legte WikiLeaks erst 390 000 geheime Kriegsberichte der US-Armee aus dem Irak nach, dann die diplomatischen Depeschen des amerikanischen Außenministeriums. Für Historiker wie Regierungen anderer Länder ist das diplomatische Archiv ein Pharaonengrab unschätzbaren Wertes. Für die so auf Diskretion und Etikette bedachten Diplomaten ist es der größte anzunehmende Unfall.

Militär und Diplomatie, das sind die beiden tragenden Säulen amerikanischer Weltpolitik. Zwei große Kriege, zweimal blamiert, bloßgestellt, verraten: es gibt wohl nur wenige Regierungsinterna, die im patriotisch gesinnten Amerika bis dahin als so heilig galten wie die operativen Berichte der US-Streitkräfte, vor allem wenn sie einen laufenden Krieg betreffen. Dazu kommt die interne Kommunikation des State Department, einsehbar für alle Welt. Aus WikiLeaks, angetreten zur Kontrolle der Mächtigen, ist inzwischen selbst ein machtvolleres Werkzeug geworden. Julian Assange und seine Organisation haben die Weltpolitik verändert. Ob zum Besseren oder zum Schlechteren, muss sich weisen.

Die USA haben WikiLeaks inzwischen offiziell zum Staatsfeind erklärt, zur Bedrohung ihrer nationalen Sicherheit. Länder wie China, Nordkorea, Simbabwe, Vietnam oder Thailand haben schon viel früher entschieden, dass Whistleblower-Seiten im Internet für sie eine Bedrohung darstellen, und haben den Webzugang zu WikiLeaks blockiert. Amerika hat mittlerweile in Teilen nachgezogen: Regierungsmitarbeitern ist das Ansteuern der Internetadresse untersagt, selbst die

alt ehrwürdige Kongressbibliothek hat auf Order des Weißen Hauses den Zugang zu WikiLeaks gesperrt. Die USA in Sachen Publikationsfreiheit auf einer ähnlichen Linie mit Regimen wie China – wer hätte sich das vorstellen können?

Wie weit der Hass der amerikanischen Rechten auf das Projekt geht, zeigen die scharfen Reaktionen nach jeder Veröffentlichung. »Die CIA sollte Assange töten«, indem sie ihm eine Kugel in den Kopf jagt, forderte die Diskussionsseite »Right Wing News«, die der Tea-Party-Bewegung nahe steht, und zwar »öffentlich, als eine Warnung«. Sarah Palin, für viele die kommende Präsidentschaftskandidatin der Republikaner, setzt Assange mit Osama Bin Laden gleich; er müsse hart verfolgt werden, als Staatsfeind eben. So sieht es auch Mike Huckabee, Republikaner und Ex-Gouverneur, der die Todesstrafe für die Quelle der Informationen fordert, so sieht es auch Mitch McConnell, Senator und Chef der Republikaner im US-Senat, der über Assange sagt: »Ich finde, der Mann ist ein High-Tech-Terrorist.«

Ein präzises Bekämpfungsszenario hat Marc Thiessen vorgeschlagen, einst Redenschreiber von US-Präsident George W. Bush. WikiLeaks sei »ein kriminelles Unternehmen, dessen Existenzberechtigung darin besteht, eingestufte Informationen von nationaler Sicherheit zu entwenden, um sie anschließend für Amerikas Feinde so weit wie möglich zu verbreiten«, schrieb er in einem Kommentar für die *Washington Post*.⁶ WikiLeaks sei eine »eindeutige und akute Gefahr für die nationale Sicherheit der Vereinigten Staaten«.

Thiessen wertet die Veröffentlichung der Kriegsmeldungen als Spionage, möglicherweise auch als Unterstützung des Terrorismus. Die Webseite müsse deshalb »geschlossen und die Veröffentlichung weiterer Dokumente verhindert werden«, die Führungsfiguren müsse man verurteilen. Der US-Regierung stünden dafür mehrere Optionen zur Verfügung. Idealerweise würde die US-Administration mit Regierungen in aller Welt auf dem Rechtsweg zusammenarbeiten, aber wenn eine sol-

che Kooperation nichts bringe, sei es an der Zeit, alleine zu handeln – notfalls auch mit geheimdienstlichen oder militärischen Methoden.

Der einstige Bush-Mann empfiehlt dafür den Einsatz der NSA, des mythenumwobenen größten Geheimdiensts Amerikas, der in Fort Meade an der Ostküste sein Hauptquartier hat und der, in Kombination mit dem Militär, rund um die Uhr das Internet und die weltweite Satellitenkommunikation überwacht. Erst im Mai 2010 hatte US-Präsident Barack Obama ein neues »US CyberCommand« eingerichtet, eine militärische Kommandozentrale für die digitale Kriegsführung im Internet. »Assanges Festnahme wäre ein schwerer Schlag für die Gruppe, aber ihn aus dem Weg zu räumen, ist nicht genug«, argumentiert Thiessen. »Wir müssen auch die geheimen Dokumente wiedererlangen und das System zerstören, das er aufgebaut hat, um illegal vertrauliche Informationen zu entwenden.« Der Kolumnist fordert einen Cyber-Schlag gegen WikiLeaks, und genau das wird wenig später geschehen.

Thiessen und die Anhänger der Tea Party mögen besonders radikale Stimmen sein, aber die Kritik kommt mittlerweile auch aus der Mitte der amerikanischen Gesellschaft. Die demokratische Regierung von Barack Obama reagiert kaum weniger emotional. Die Enthüllungen könnten »dramatische Folgen« haben, sagt Obamas Verteidigungsminister Robert Gates, und sein ranghöchster Offizier Michael Mullen ergänzte, an Julian Assanges Händen könnte bereits das Blut eines jungen amerikanischen Soldaten oder einer afghanischen Familie kleben.⁷ Das FBI leitete gleich nach den ersten Enthüllungen im Sommer 2010 eine Untersuchung ein, ob Assange und seine Mitstreiter womöglich nach einem höchst selten hervorgeholten amerikanischen Gesetz verfolgt werden könnten, dessen Anwendung mittlerweile auch die mächtige demokratische Senatorin Dianne Feinstein fordert: dem Espionage Act von 1917.

Das bei Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg unter Präsident Woodrow Wilson verabschiedete Gesetz sollte das Militär an der Heimatfront schützen, indem es die Verbreitung von Informationen unter Strafe stellte, die Operationen der amerikanischen Streitkräften behinderten. Der Paragraf glich einem Maulkorb in Bezug auf militärisch-patriotische Fragen und wurde zur Maßregelung der Opposition angewandt. Eugene Debs, Präsidentschaftskandidat der sozialistischen Partei, musste mehrere Jahre ins Gefängnis, weil er sich öffentlich gegen die Einberufung von Soldaten ausgesprochen hatte. Mehr als 900 Menschen wurden aufgrund des Gesetzes zu bis zu 20 Jahren Haft verurteilt, darunter die bekannte jüdische Anarchistin Emma Goldman. Auch wenn Präsident Wilson später, unter dem Eindruck ausufernder Verurteilungen, die meisten Haftstrafen reduzierte, blieb das Gesetz an sich bis heute unangetastet. Noch im Zweiten Weltkrieg wurde damit das Magazin *Social Justice* des konservativen Missionars Charles Coughlin verboten.

Eine Publikationsplattform unter Spionageverdacht? In Washington wird WikiLeaks immer weniger als digitale Variante des in den USA angesehenen »Whistleblower«-Modells akzeptiert, bei dem anonyme Insider vor Missbrauch und Korruption warnen, die Aufklärung befördern und letztlich die Demokratie stärken. In den Augen der Washingtoner Politelite ist WikiLeaks vielmehr die moderne Variante eines ausländischen Geheimdienstes, ein gefährlicher Gegner.

Geheime militärische und diplomatische Informationen, wie sie WikiLeaks publik gemacht hat, schienen über Jahrzehnte vor allem von einer Organisation bedroht: dem russischen Geheimdienst. Der KGB galt während des Ost-West-Konflikts als der Hauptgegner im Krieg der Spione. Moskaus Geheimdienstoffiziere versuchten, so viele Staatsgeheimnisse wie möglich in Washington zu erfahren. Das Gleiche versuchte (und versucht bis heute) die von Langley im US-Bundesstaat

Virginia aus operierende CIA in Moskau. Im Zentrum dieser gegenseitigen Spionagebemühungen standen stets jene beiden Felder, die auch WikiLeaks beschäftigen: Militär und Außenpolitik.

Der wohl spektakulärste Fall ist der des Geheimdienstanalysten Aldrich Ames, der 31 Jahre lang für die CIA arbeitete, viele Jahre davon zuständig für die Sowjetunion. Im April 1985 meldete sich Ames unbemerkt bei der sowjetischen Botschaft in Washington und bot seine Dienste an. Bald wurde er zu Moskaus bestem Spion und lieferte geheime Informationen, Namenslisten mutmaßlicher CIA-Zuträger, Pläne geplanter Operationen der CIA, interne Lageeinschätzungen und Angaben über technische Möglichkeiten der amerikanischen Behörden. Ames kommunizierte mit seinen Führungsoffizieren im KGB über tote Briefkästen, in denen er Hunderte von geheim eingestuftem Dokumenten deponierte. Der KGB bedankte sich mit Geld und Kassibern mit neuen Beschaffungsaufträgen. Das FBI geht davon aus, dass Ames' Verrat etwa zehn CIA-Informanten das Leben kostete, rund hundert Geheimoperationen sollen durch ihn aufgefliegen sein.

Nachdem CIA und FBI jahrelang nach der undichten Stelle gesucht hatten, fiel Anfang 1993 ein Verdacht auf Ames. Er hatte sich trotz seines überschaubaren Gehalts ein teures Haus in Arlington, Virginia, und einen edlen Sportwagen geleistet. Bei einer Hausdurchsuchung Ende Februar 1994 fanden die Ermittler Beweise, im April 1994 wurde er zu lebenslanger Haft verurteilt. Er sitzt heute seine Strafe in einem Bundesgefängnis in Pennsylvania ab.

Moskaus Auslandsgeheimdienst heißt mittlerweile SWR, und wenn der SWR auch noch immer versucht, neue Spione in Washington zu rekrutieren, so ähnelten die zuletzt bekannt gewordenen Aktivitäten eher einem Slapstick aus Hollywood als Fällen wie Ames. Im Sommer 2010 verhaftete das FBI einen Ring von zwölf mutmaßlichen russischen Agenten um die

rothaarige Anna Chapman, die zum Teil seit über zehn Jahren eine getarnte Existenz mit gefälschten Biografien geführt hatten und angesetzt waren, interne Informationen über die amerikanische Außenpolitik zu sammeln. Chapman ist eine attraktive junge Frau, sie hat eine Profilseite auf Facebook, wo sie unbeschwert aus ihrem Leben plaudert. Sie ist zum Gesicht einer modernen Spionin geworden, nur leider keiner besonders erfolgreichen. Wäre es ihr gelungen, geheime Kabel aus dem State Department nach Russland zu schmuggeln, dann wäre sie zu Moskaus Meisterspionin aufgestiegen.

Bradley Manning, der junge amerikanische Soldat, der im Verdacht steht, WikiLeaks die geheimen Kriegsmeldungen und den Schriftverkehr des Außenministeriums zugespielt zu haben, war für die US-Regierung viel gefährlicher, als Anna Chapman und alle ihre Agentenfreunde zusammen. Er ist, wenn er denn verurteilt wird, eher ein neuer Ames. Er hatte Zugang zu dem abgeschotteten Computernetz der US-Regierung, in dem die Militäргеheimnisse aus dem Irak und aus Afghanistan abgelegt werden und auch die diplomatische Depeschen des State Department. Manning musste dafür nicht mal in Washington sitzen. Es reichte, dass er in einem schmucklosen Militärgebäude irgendwo auf der Welt Zugang zu einem Computer hatte, der an das Regierungsnetz angeschlossen war.

Nie war Spionage so einfach wie im Zeitalter des Internets. Heute reicht es, wenn sich ein Regierungsbeamter aus Gewissensgründen bei WikiLeaks meldet und bereit ist, eine Datei mit vertraulichen Daten abzusenden. Dank moderner Netzwerke ist sein Aufenthaltsort dafür nicht mehr entscheidend. Entscheidend ist vielmehr, welchen Zugang er zu welchen Informationen hat. Knapp 2,5 Millionen Personen hatten 2010 Zugang zu vertraulich eingestuftem amerikanischen Regierungsdokumenten mittlerer Geheimhaltungsstufe – 2,5 Millionen potenzielle Spione.



DVA

SPIEGEL

Marcel Rosenbach, Holger Stark

Staatsfeind WikiLeaks

Wie eine Gruppe von Netzaktivisten die mächtigsten Nationen der Welt herausfordert
Ein SPIEGEL-Buch

Paperback, Klappenbroschur, 336 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-421-04518-8

DVA Sachbuch

Erscheinungstermin: Januar 2011

WikiLeaks – das Buch zum aktuellen Topthema

WikiLeaks hat sich viele Feinde gemacht. Seit den spektakulären Enthüllungen geheimer Dokumente aus US-Botschaften sowie über die Kriege in Afghanistan und Irak werden die Organisation und ihr Gründer Julian Assange von den USA als Staatsfeind bezeichnet, als Bedrohung betrachtet und mit aller Macht verfolgt.

Holger Stark und Marcel Rosenbach stehen seit Jahren in Kontakt mit WikiLeaks und kennen die Organisation wie kaum ein anderer. In ihrem Buch geben sie exklusive Einblicke in die Arbeit von WikiLeaks und schildern den Aufstieg der Organisation bis zur Jagd auf Assange Ende 2010. Dabei diskutieren sie Fragen, die auch viele Geheimdienstler und Politiker bewegen: Wie weit darf radikale Transparenz gehen? Gibt es nicht auch legitime Staatsgeheimnisse? Ist WikiLeaks eine Art »Geheimdienst des Volkes« und die Zukunft des investigativen Journalismus – oder schlicht die gefährlichste Seite im Internet?